

Nacht in Spanien.

Von Hans Wehge.
Die schlanken Mädchen mit den Lampion-
en
Und Kastagnetten funkelten im Tanz.
Es flüsteren die süßen Mandolinen,
Und tausend Sterne, die durchs Dunkel
leuchteten,
Besähten das Thal mit hellem Glanz.
Und, rotke Rosen in den schwarzen
Saaren,
Das bleichste Kind an des Duero Strand,
Gabst du mir, fern den bunten Zäun-
ern,
Die feinen Hände, die wie Mädchen waren,
Und sahst mich lächeln in dein Fein-
land.

Das Stützenband.

Novelle von Reinhold Drimann.
Mit immer neuem Entzücken wand-
ten sich Doktor Volkmanns Blicke der
reizenden jungen Hausfrau zu, die sich
inmitten ihrer fünf- u. sechsheiligen
in lässiger Grazie auf einem der nie-
drigen Sessel saß. Seitdem er vor
einem halben Jahre das Glück gehabt
hatte, in das Haus ihres Vaters, des
Bankiers Meitenbach, eingeführt zu
werden, gehörte er zu ihren erachteten
Besuchern. Und dem Kunststiller
war diese Schmeichelei nicht weniger
zu verzeihen. In welcher Gewandung
und in welcher Stellung auch immer
Frau Ida Meitenbach sich zeigen mochte,
immer erschien sie wie ein Fleckchen
und Blut gemordenes, aus dem Rah-
men hergestrichenes Bild, wie die
holde Verkörperung eines in selbiger
Erfasse geträumten Künstlertraumes.
Es gab hierlich keine Schöne in den
Gesellschaftstreffen, denen sie dank der
angesehenen Position ihres Vaters an-
gehörte, und der kleine, viele, glückseli-
ge Herr, der dieses Wunder an Liebs-
lichkeit als sein rechtmäßiges und al-
leiniges Eigentum betrachten durfte,
möchte sich mit gutem Grund unter die
bedeutsamsten Sterblichen zäh-
len.

Er hatte seine jeztige Frau gelegent-
lich einer Badereise kennen gelernt,
und es giebt, sie habe damals die be-
stehende Stellung einer Gesellschafts-
rätin besessen. Etwas Gemüthes über
ihre Herkunft und ihre Vergangenheit
mußte eigentlich niemand zu fragen,
oder hinsichtlich ihrer Gesellschafts-
fähigkeit hatten denn überhaupt niemals
irgendwelche Zweifel bestanden. Die
wohlbegünstigten Millionen des Herrn
Meitenbach und die vornehme Sicher-
heit, mit der die junge Frau dem er-
reichten Tage an die ihr gebührende Stel-
lung in Besitz genommen hatte, wa-
ren hinreichend gewesen, sie zu einer
gelehrten und innerlich ihres Kreises
tonangebenden Persönlichkeit zu ma-
chen.

Was Doktor Volkmann an der rei-
zenden jungen Frau fast ebenso sehr
bewunderte als ihre unvergleichliche
Schönheit und die unerklärliche
reine Persönlichkeit entsprungenen Be-
weismittel ihres Wessens, war ihre
Meisterschaft in der Kunst des
überlegenen Juchens und des recht-
zeitigen Schweigens. Noch nie hatte
man sie etwas Dummes sagen hören,
und daß man sich auf ihren fünf-
u. sechsheiligen, so prächtig unterteilt,
bante man genöthigt zu allermeist ihrer
Geschicklichkeit, alle Gespräche, die einen
Tag zu hohen Gedankenflug zu nehmen
drohten, ganz sacht und oft beinahe un-
merklich wieder auf das für jedermann
erreichbare Niveau der Alltäglichkeit
zurückzuführen.

Deute, wo man noch ganz unter dem
Eindruck des großen Verlustes stand,
den die deutsche Kunst jüngst durch den
Tod ihres Altmeisters Prof. Menzel
erlitten, war es nur natürlich, daß sich
die Conversation vornehmlich um die
Person des kleinen Meisterkünstlers be-
wegte, den jedermann gelangt hatte
und von dem jeder einen charakteristi-
schen Zug zu ergäßen wußte. Der ein-
und der andere suchte mit geistrei-
chen Reminiscenzen zu imponiren, die
ihm von der Letztzeit dieses oder jenes
Retrospekt zurückzuführen waren, und
es mochte wohl auch einer derartigen
Quelle entflammen, da sich jemand ge-
drängt fühlte zu sagen:

„Man hat in diesen Tagen so oft
hören können, daß Menzel alles der
unerschütterlichen Energie seines Cha-
racters und seinem eisernen Willen zu
danken gehabt habe, ich aber bin viel
eher geneigt zu glauben, daß es ihm
vor allem möglich geworden ist, die
höchsten Gipfel künstlerischer Leistungsfähigkeit
zu erreichen, weil die Frauen
in seinem Leben nie eine Rolle gespielt
haben. Die Kräfte, die er an die letzte
mannte Liebe vergab, gehen nun ein-
mal für das Schaffen des Mannes
verloren, und wer sich mit der Last
eines Weibes belud, ist dadurch noch im-
mer herabgezogen worden.“

Ein Sturm von Entrüstung und
leidenschaftlicher Widerprotest erhob sich
natürlich gegen den blasphemischen Red-
ner. Frau Ida aber schmeig, und nun
ein feines, spöttliches Lächeln suchte
um ihre rothen Lippen. Erst nach et-
ner geruamen Weile, da die Wogen der
Debatte immer höher gingen, wandte
sie sich an den Kunststiller:

„Und wie denken Sie, Herr Doktor,
über diesen Gegenstand, Sie, der doch
genüß häufiger als manche andere
Gelegenheit hat, in die geheimen Tiefen
eines Künstlerbafens und einer Künst-
lerseele zu blicken?“

ber durchaus nicht immer ein lustiges.
Gerade in diesen Tagen habe ich da et-
nen Fall erlebt, der mich sehr wehmü-
thig gemittelt hat. Ich wage nicht zu
entzählen, ob er für oder gegen die
vorhin geäußerte Behauptung spricht —
ein schlagender Beweis für die ver-
hängnisvolle Bedeutung aber, die das
Weib im Leben eines Künstlers ge-
meinen kann, ist er jedenfalls.“

Man wünschte etwas Näheres über
diesen interessanten Fall zu hören, aber
Frau Ida war nicht unter denen, die
den Doktor um eine Erzählung be-
stimmten.

Trotzdem wandte er sich, als er ohne
langes Stäuben den Bitten nachgab,
vornehmlich an sie, wie wenn es ihm
darum zu thun sei, gerade ihr Inter-
esse für seinen Fall zu erregen.

„Es mögen ungefähr zwei Jahre
vergangen sein, seitdem ich in Mün-
chen die Bekanntschaft eines jungen
Malers machte, der mir schon vorher
von urtheilfähigen Leuten als ein
Künstler von ungewöhnlicher Begab-
ung und glänzenden Zukunftsaus-
sichten beschieden worden war. Ich be-
suchte ihn in seinem Atelier und war
geradezu verblüfft von dem, was er mir
zu zeigte. Er war eben mit der
Vollendung eines Bildes beschäftigt,
das er „Lebensfreude“ nannte und das
meiner Ansicht nach nicht weniger zu
werden versprach als ein Meisterwerk.
Fast noch mehr aber als seine Kunst
interessirte mich die Persönlichkeit des
Malers. Wie habe ich eine so prädel-
be Frische, wie eine so überaus reiche
Lust an Dasein gesehen wie bei die-
sem fünfundsanzigjährigen, der sich
aus kleinen Verhältnissen und im
Kampfe mit taubend Weidewirtschaft-
lichen durch eigene Kraft emporgerichtet
hatte, und von dem man sich schon
um der fröhlichen Zuversicht willen, die
ihn anzog, Außerordentliches ver-
sprechen durfte. Wir trafen uns in
den nächsten Wochen noch öfter, aber es
waren immer nur kurze Zufallsbege-
gnungen, denn in den Künstlerkreisen,
den die Sammelplatz für die anderen
Lustausgeber bildeten, sah man ihn nie
aus. Als ich einen seiner Bekannten nach
der Ursache fragte, wurde mir mit be-
deutendem Lächeln geantwortet, daß
er seine Abende wohl vernünftiger zu-
bringen möge, als im Kreise der Künst-
ler, und ich erfuhr, daß er bis zur
Nachtzeit verließ sei in ein Mä-
dchen, von dem niemand etwas Näheres
wußte, weil er es wie seinen Augapfel
hütete und selbst seinen besten Freizeit
nicht dergestalt, ihre Bekanntschaft
zu machen. Nur daß sie sehr schön sei,
sonnte man mir versichern, schon wie
eine Hour und allem Anschein nach
von exemplarischer Treue. Da ich
München bald darauf verließ, verlor
ich mit so manchem andern auch den
jungen Maler aus den Augen, und nur
hier und da in diesen zwei Jahren
dachte ich mit einiger Verwunderung
daran, daß er doch eigentlich längst in
der Öffentlichkeit hätte von sich reden
machen müssen. Ich fragte auch gelegentlich
meinen Bekannten gelegentlich
nach dem lieben, fröhlichen Gesellen,
aber er wußte nichts weiter von ihm
zu berichten, daß er eines Tages
— bald nach meiner Abreise — von
München fortgegangen sei und daß
man dort seitdem nichts mehr von ihm
gehört habe.“

Welleid ist er gestorben, dachte ich,
und dachte, daß ich ihn nahezu
ganz vergessen hatte, als ich vor weni-
gen Tagen durch die Erscheinung eines
Mannes, der auf der Straße an mir
vorüberstreifte, lebhaft an ihn erinnert
wurde. Der ziemlich rebuszirt ausse-
hende Mensch war ihm auffallend ähn-
lich, aber er machte den Eindruck eines
Wiederjährlings. Sein Haar war an
den Schläfen ergraut, seine Augen
blideten leer und gläsern, und tiefe
Furchen waren in sein Antlitz ge-
graben. Trotzdem sprachte mich die
Bereinstimmung der Züge so sehr, daß
ich mich nach einigen Jägern entschlöß,
umzukehren und ihn anzureden. Und
ich fühlte mich in tiefer Seele erstau-
nt, als seine Antwort mir die Ge-
wissheit gab, daß ich wirklich keinen
andern als meinen hoffnungsvollen
Malerbekannten vor mir habe.
Ich mochte ihn natürlich nicht auf offe-
ner Straße nach der Ursache der be-
trübenden Veränderung fragen, aber
ich hat um die Erlaubnis, ihn zu be-
suchen, und obwohl er sich meiner nur
buntel zu erinnern schien, gab er mir
doch ohne Jägern seine Adresse. Nun,
es ist kurz zu machen — denn es
scheint, daß meine Ausführllichkeit
langweiligt, gnädige Frau, — ich habe
ihn besucht, und kaum je in meinem
Leben habe ich schmerzlicher Eindrücke
empfangen als bei diesem Besuch. Er
haupte weit draußen an der Weichbil-
dungs in einem Atelier, das von Rechts
wegen nur den Namen eines Boden-
rums verdient, und obwohl er über
seine äußeren Verhältnisse sehr leicht
hinwegging, befindet er sich doch ohne
Zweifel in der traurigsten Lage. Meine
Frage nach seinem künstlerischen Schaf-
fen beantwortete er mit einem spöttli-
chen Lachen, das mir wirklich in
seiner Schmitz. Und dann zeigte er mir
ein paar Bilder, die kaum noch etwas
von dem gewaltigen Talent erkennen
ließen, das diesen Mann meiner Ver-
berzeugung nach bereits berechtigt ha-
te, nach dem Höchsten zu streben, seithe
Dugendwaare, wie sie sich zur Noth
in ein Geringses an Kunsthandler leh-
ten große Verhältnisse läßt. Die
Frage nach dem Wohlstand des
Mägdchen so sehr entzückt hatte, die ge-

nal conspirite und von grandiosen
Einfällen förmlich sprühende „Lebens-
freude“ hing saß noch in demselben Zu-
stande, wie ich sie bei jenem Besuche ge-
sehen, an der Wand. Ich fragte ihn
natürlich, warum er das Bild nicht
vollendet habe, aber er wurde plötzlich
sehr finster und erwiderte kurz, daß er
es nie mehr anrühren werde. Dann
schien ihm meine Anwesenheit in sei-
nem Atelier plötzlich zu geniren, denn
er fragte mich, ob wir nicht irgendwo
in der Nähe eine Flasche Wein mit-
einander trinken wollten, und führte
mich auf meine zustimmende Erwid-
erung in eine obstrukte kleine Kneipe,
der man ihn indessen sehr gut zu ten-
nen schien. Ich hatte Mühe, das elen-
de Zeug hinunterzubringen, das man
uns vorsetzte, er aber stürzte davon
Glas auf Glas hinaus, und nach sehr
kurzer Zeit befand er sich in jenem
Zustande, der selbst den verschlossen-
sten Menschen mittelsthaft zu machen
pflegt.

„Sie möchten wissen, warum ich es
zu nichts gebracht habe“, begann er
plötzlich aus freien Stücken, und wa-
rum ich mich auf dem besten Wege be-
finde, ganz und gar zu verpöppeln.
Nun, ich will es Ihnen sagen, selbst
auf die Gefahr hin, daß Sie mich als
einen Narren auslachen — die Er-
bärmlichkeit eines Weibes hat mich da-
hin gebracht, die Treulosigkeit einer
Frau, die für mich Jüed und Inzucht
meines Lebens bedeutete, die mir Ge-
müths und Zukunft war, deren ich
mit jedem Athemzuge gedachte und deren
Bild bei jedem Jüedlich vor
meiner Seele stand. Aus Noth und
Armut hatte ich sie aufgefunden, aber
ich liebte sie darum nicht weniger, lie-
bte sie wie ein Gnadengesicht des Him-
mels, das ich mir allföndlich auf
neue verdienen mußte. Und sie — nun
sie hat mich elend vertrieben, hat mich
eines Tages ohne Abschied verlassen,
als ein Reiterer ihr seine Gunst zu-
wachte — vielleicht um eines Bril-
lantenschmucks oder um eines Kleides
willen, das ich armer Maler ihr nicht
zu kaufen vermochte. Seitdem ist es
aus mit mir. Es ist da irgend etwas
in mir zerbrochen, das sich nicht wie-
derherstellen läßt. Ich weiß ja, daß
es jämmerlich ist, sich durch den Ver-
rath eines so armen Geschöpfes aus dem
Gefesse werfen zu lassen, und ich
habe ein dughenmal oder öfter den
rechtföndigen Versuch gemacht, mich
aufzuraffen. Aber es geht nicht —
es geht wirklich nicht. Meine Hände
können wohl mechanisch den Pinsel
föhren, aber im Kopf und im Herzen
bleibt alles leer, und was schließlich
bei aller Arbeitsqual herauskommt, ist
eines Stümperis. Sie haben ja
selbst gesehen, und ich brauche deshalb
kein Wort weiter darüber zu verlieren.
Werken Sie mich also getrost zu den
Toten, und wenn sich in Ihrem In-
neren so etwas regen sollte wie die
Empfindung „Schade um ihm!“ —
zu behalten Sie's hübsch für sich, denn
mir ist mit meinem Bedauern und mit
keinem nothigemeinten Zuspruch mehr
zu helfen.“

„Ich hab's denn auch nicht erst mit
solchem Zuspruch versucht, aber ich
habe ihn mit einem wirklichen Begeh-
rte verlassen, und ich wünschte von
ganzem Herzen, daß mir der Himmel
einen Einfall schide, wie ihm zu hel-
fen wäre.“

Es gab ein kleines Schweigen, als
Doktor Volkmann seine Erzählung en-
det. Die Wärme und Ergötzlichkeit,
mit der er sie vorgebracht, machte es
für die Zuhörer etwas gemüthlich, eine
der landläufigen Trivialitäten vorzu-
bringen, deren man immer ein Du-
gen in Bereitschaft hat, wenn es gilt,
sich mit einem fremden Schicksal ab-
zufinden. Die schöne junge Haus-
frau, die wirklich sehr gelangweilt und
beinahe verstimmt ausah, war die erste,
die ein befriedigendes Wort zu finden
wußte.

„Wenn man Ihre Geschichte des
poetischen Mitleids entledigt, mein
lieber Herr Doktor, so bleibt doch
schließlich kaum etwas anderes übrig,
als einer von den Unzähligen, die die
Welt durch einen großen Anlauf ver-
blüffen, um bei dem ersten Anlaß
kläglich die Fügel zu senden. Die An-
lage zum Trinken und zum Zagebier
sind in Ihrem Bekannten wahrchein-
lich schon von Anfang an fester als
sein Talent. Und wenn es nicht der
sogenannte Verath seiner Geliebten
gewesen wäre, der sie ausgelöst hätte,
so würde es doch irgend etwas an-
ders gesehen sein. Ich kann solche
Leute beim besten Willen nicht traglich
nehmen. Vorbestimmtes Schicksal —
weiter nichts.“

Ringsum gab es beifälliges Kopf-
nicken und laute Zustimmung. Man
sah ja wahrhaftig nicht aus der
Wohlmuth heraus, wenn man sich
durch jede getrudete Künstlerergötzung
sentimentalen Betrachtungen anregen
lassen sollte. Es wird eben immer nur
die Stärken, die sich durchsetzen. Die
Schwächen müssen zugrunde gehen —
das ist nun einmal der Lauf der
Welt.

Doktor Volkmann künmerliche sich we-
nig um das Geschick der anderen.
Das hatte Urtheil der angebeteten
Frau Ida aber ging ihm nach.
„Wissen Sie auch, gnädige Frau“,
sagte er, „daß ich nahe daran war,
mieren unglücklichen Freund heute mit
hin zu bringen? Ich glaube, in
einem Hause wie dem Ihrigen könnte
er vielleicht lernen, dem Leben wieder
Geschmack abzugewinnen. Und nur

die Beforgnis, daß er vielleicht keinen
anständigen Rod mehr besitzt, hielt
mich ab, ihm meinen Vorschlag zu ma-
chen.“

Frau Ida erhob abwendend die
Hand, und ihr Lachen hatte diesmal
einen wirklich häßlichen Klang.

Um Gotteswillen, liebster Doktor,
verschonen Sie uns mit solcher Ver-
schönerung unseres Umgangs. Da Sie
sich für den verpöppelten Maler so sehr
interessiren, können wir ja etwas für
ihn thun, aber nur keine persönliche
Berührung. Ich habe für solche Leute
nun einmal durchaus nichts übrig.
Sie sagen, daß er Noth leidet. Gut!
Dem ließe sich ja für den Augenblick
absheln. Mein Mann wird Ihnen
gerne ein paar hundert Mark geben,
damit Sie Ihrem Bekannten eines von
seinen Bildern abkaufen können. Nicht
wahr, Bruno?“

Herr Meitenbach seufzte und mur-
melte etwas von starker Inanspruch-
nahme und schlechten Zeiten, aber
schließlich zog er doch seine Brieftasche
aus. „Das wird wohl genügen“,
meinte er, „Sie sagen ja selbst, Herr
Doktor, seine Bilder seien nichts
werth.“

Doktor Volkmann fühlte sich nicht
berechtigt, für einen armen Künstler,
der vielleicht nichts zu essen hatte, den
hochmüthigen und Empfindlichen zu
spödeln. Er nahm also das Geld und
versprach, die ihm übertragene Summe
pünktlich auszuföhren. Aber es war
doch etwas wie eine große Enttäu-
schung in seinem Herzen zurückgeblie-
ben, und er hatte als Erwidrerung
nur eine stumme Verbeugung, als
Frau Ida, die inzwischen übrigens
ihre strahlende Laune vollkommen zu-
rückgenommen hatte, beim Abschied noch
einmal hat, der Maler von allen per-
sönlichen Danaungen oder ähnli-
chen überflüssigen Belästigungen zu-
rückzuhalten.

In der Frühe des nächsten Morgens
klopperte die fünf steilen Treppen
zum Atelier des Künstlers empor. Der
schon durch seinen Besuch nicht eben
sehr angenehm überrascht, und nur um
ein wenig erhellt sich seine finstere
Miene, als ihn Volkmann in einer
Form, die nichts Demüthigendes oder
Verleidendes hatte, über den Zweck sei-
nes Erscheinens unterrichtete.

„Suchen Sie sich in Gottesnamen
unter dem Riß da heraus, was Ihnen
gerne geht“, sagte er. „Ist es
übrigens sehr unbedenklich, nach dem
Namen des verkehrswürdigen Mä-
cenas zu fragen?“

Volkmann hatte seine Veranlassung,
ihn zu verschweigen. Aber er erfuhr
von dem gellenden Aufschrei des Ma-
lers und von dem verzerrten Ausdruck
seiner Züge.

„Meitenbach also heißt er? Bruno
Meitenbach? Und vielleicht war es
nicht einmal er selbst, sondern seine
Frau, die Sie beauftragt hat, mir für
eine so horrend Summe eine meiner
elenden Schmierereien abzukaufen?“

„In der That, die Anregung dazu
ist von ihr ausgegangen — aber ich
weiß nicht —“

„Raffen Sie nur — ich weiß schon
genug. Und werden Sie Ihre eigene
getrost wieder ein. Sagen Sie Ihrem
Auftraggeber, meine Bilder seien un-
veräußlich — weiter nichts! Ihnen
aber, der Sie es unzweifelhaft gut mit
mir gemeint haben, will ich zum Ab-
schied noch etwas Süßes zeigen. Sie
werden ja keinen Gebrauch davon ma-
chen — nicht wahr?“

Er hatte ein Schüchtern aufgerissen
und warf ein abgetrigenes Stützen-
band auf den Tisch.

„Da — blättern Sie's durch —
aber fragen Sie mich nichts — gar
nichts! Ich könnte Ihnen doch keine
weiteren Erläuterungen zu geben.“

Doktor Volkmann leistete der Auffor-
derung Folge. Es waren wohl fünf-
zig oder mehr Blätter, die das Buch
enthielt, und auf jedem von ihnen
sah sich in meisterhafter Ausführung
das selbe holde Gesicht — ernst und
heiter — übermüthig und nachdenklich
— schelmisch und trozig — aber im-
mer mit dem Auge der Liebe ge-
leitet — und immer das schöne Gesicht der
Frau Ida Meitenbach, die Doktor
Volkmann bis zum gefrigen Tage
mit so abgöttischer Verehrung betrach-
tet hatte. Stumm legte er das Buch
nach einer kleinen Weile auf den Tisch
zurück, und stumm drückte er dem Ma-
ler zum Abschied die Hand. Es waren
fünf Hundertmarkscheine nahm er wie-
der mit, und als er langsam die fünf
steilen Treppen hinabstieg, klang es
ihm unablässig mit dem Tonsall einer
weiden Frauenstimme im Ohr nach:
„Ich kann solche Leute beim besten
Willen nicht traglich nehmen. Vorbe-
stimmtes Schicksal — weiter nichts!“

Jein abgewinnt.

Frau Astor, das Haupt der Familie
Astor, nahm auf einer Europareise an
einem Ausfluge in England Theil.
Frau Astor ahnelt an Würde des
Benehmens einer Herzogin alten
Schlages, und da man das wußte,
hätte ein junger Offizier eigentlich
vorsichtiger sein können, als daß er
eine Cigarettenrauche hervorholte und
Frau Astor fragte:
„Gibt es Sie, Madame, wenn ich
mit einer anrede?“
„Ja, wenn es thätächlich nicht“, ent-
gegnete Frau Astor, „bis jetzt hat näm-
lich noch kein Herr in meiner Gegen-
wart geraucht.“

Der Wind.

Von Herbert Wind.
Männer müde der Wind geboren,
Lebte sie, befaßt und wegematt,
An die sommerlichen Bergeshänge;
Leise atmetend, zitternd, lebenslang.

Neine, ernte Lebenslängliche
Kanten festerlich zum Bergeshang,
Din zum Winde, — als des Abends Jüedlich
Haußend schwer zum Thal herniederant.

Des Liedes Ende.

Stine von Anna Dura.
Alexis Herter sah an seinem
Schreibtisch und räunte auf. Daß
sich da wieder mal unterturbant aus!
Die Schublade lüfteten und liehen
sich nur mit Gewalt öffnen, so vollge-
pöppelt waren sie mit Zeitungen, Bü-
chern, Manuscripten und Briefen.
Und auf der schon gestirnten, großen
Schreibtischplatte lag alles wild durchein-
ander, Billees von Verlegern, gelbe-
randerte Einladungskarten, Rechnun-
gen — alles, was die Post einem so
nach und nach ins Haus wirft.

Alexis machte sich ein wenig wa-
renes Tobesamt an das Geschäft des
Zufümmens. Der umfangreiche Pa-
pierzettel füllte sich rapid. Eine Schublade
nach der anderen wurde ihres In-
halts entleert und dieser Inhalt mit
nerövösen Fingern und stüchtigen Bil-
den durchgeföhrt.

Gottlob, nun gab es Luft. Nun
wurde wieder alles, was des Aufbe-
hens werth schien, sorgfältig fortirt
und in die verschiedenen Fächer geord-
net.

Dann machte Alexis die Thüre auf
und rief hinaus:
„Mina — holen Sie den Papier-
korb!“

Er der dienbare Geist seinem
Rufe folgte, glitt der Tisch des Schrei-
ftellers noch einmal prüfend über das
mit geräuschter Materialur zum Ber-
sten gefüllte Ungeheuer. Den auf ein
veraltetes Briefblatt. Das nach er
zufällig noch einmal in die Hand.
Es war bedrückt mit gleichmü-
thigen, tie und da durch eine Korrektur
unterbrochenen Zeilen — Verse, die er
selbst, Alexis, vor Jahren einmal ge-
dichtet hatte.

Er sehte sich auf den Stuhl vor dem
Schreibtisch und las die Strophen
durch.
Dann ließ er die Hand mit dem Pa-
pier sinken, lehnte den Kopf an die
Stuhllehne und schloß die Augen.
Er merkte nicht, daß die Waage den
Korb holte und die Thüre geräuschvoll
wieder schloß.

Seine Gedanken hatten sich plötzlich
aufgemacht und waren ihm entflohen
— weit — weit!
Er sah wieder das Mädchen vor sich,
das seine erste Liebe gewesen; ein
braunes Lanbkind mit dunkeln, festes-
sen Augen, mit schwarzen Jüpfen und
bloßen Füßen.

Er sah wieder das weithin sich be-
gebende Hebeland, über das mit die-
sem Mädchen an der Hand gewandert
war.

Er fühlte wieder die schwelende
Seigeltie, die damals seine junge
Brust erfüllt und die sich ergossen ha-
te in die Verse, die da auf vergilbtem
Papier so selbstsam fremd im Anstare-
ten.

Damals war er ein Unbekannter
gewesen, voll leidenschaftlichen Em-
pfindens, und die Verse waren ihm
aus feurigem Herzen geflossen. Heute
gehörte er zu den besonnenen „Littera-
ren“, schrieb geistreiche Essays, schon
stilistische Feuilletons, spannende Ro-
mane — aber seine Verse mehr.

Dort, wo seine Gedanken weilten,
lag glutholbe Sonne auf postebur-
stufteher Einsamkeit, — da, wo sein
Körper lag, umhüllten ihn die Schat-
ten der Pflanz, der frost lügenhafte
Alltäglichkeit.

Und er ließ seine Gedanken weiten
auf dem Glanz der Jugend, bis sein
müdes bläuliches Gesicht von einem
hellen Rinderlächeln beleuchtet wurde.
Er schrak zusammen, als die Thüre
aufgerissen wurde und eine farben-
schillernde Gestalt wie ein Wirbelwind
auf ihn zusag.

Unter einem mit Rosen besetzten
Hut von ungeheuren Dimensionen
prüdelte ihm aus pitantem, gepuber-
tem Gesicht zwei unruhige Augen ent-
gegen. Ringesamüchte Händchen sa-
ßen nach den seinen und ein Schwall
von süßem Parfüm strömte ihm ent-
gegen.

„Grüß Gott, Alexis. War ich lange
fort? Hast Du schon Mittag gegessen?
Nein? Deso besser, dann essen wir zu-
sammen. Ich war mit Mathilde bei
Gerson. Sie hat sich ein Kleid gekauft
— superb — sag ich Dir; ein Gedicht
von einem Kleid! Einfach reizend!
Aber es seht ihr nicht, — sie ist zu
gelb. Apropos, Du — in der Fried-
richstraße hab' ich einen Hut gesehen
— wie gemacht für mich. Ganz einfach
— ohne allen Schmutz — nur mit
Rhodafend garnirt; — hüß, sag
ich Dir, und so hüßig! Nur ganzig
Mart. Den muß ich haben. Nicht
mehr, Schätzchen, den kaufst Du mir?“

Sie ließ sich schmeichelnd auf sein
Anie nieder und umschlang ihn. Er
sah ihr wie gefesselt vor sich in das le-
bendige Gesicht.
„Schon wieder einen Hut“, meinte
er gebohrt, „das geht nicht, Rind. Ich
habe dafür kein Geld!“

Die Kleidung der Bulgariinnen.

Mer in der Lage war, zu beobachten,
wie der Fortschrittgeist die Bulgari-
nen erschuf und was er aus ihnen in
den letzten Jahren gemacht hat, wird
nicht genug darüber staunen können.
Die orientalischen Entwürfen und Ge-
bräuche, denen sie unterworfen waren,
haben sie überaus schnell aufgegeben
und ihre Lebensweise ganz der der
westeuropäischen Frauen angepaßt. Es
ist bekannt, daß der Bulgare und na-
mentlich die Bulgarin ein ganz be-
sonderes Nachahmungstalent besitzen. Vor
noch kaum zwei Jahrzehnten war es
eine Seltenheit, bulgarische Frauen
nach europäischer Art gekleidet zu se-
hen; ihre Tracht bestand zu jener Zeit
für gewöhnlich aus einem Rod aus
schwarzem oder braunem Alpaka und
einer losen Jacke. Und ein Hals wurde
ein schwarzes Leinwand Tuch gebunden,
aus dem ein weißer Halskragen her-
auslag.

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trübt — gehst es, gehst es!“
Alexis suchte sie zu beschwichtigen.
„Du siehst doch, daß das Blätt ganz
vergilbt ist. Es sind Verse, die ich
machte, als ich noch keine Abnung von
Dir hatte!“

„Warum hast Du sie denn jetzt wie-
der hervorgeholt? Du hast eben, wie ich
herkante, an die andere gebracht! Da-
rum warst Du so verträumt; gehst es
nur — in Gedanken hast Du mich be-
trü